

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 32 (1970)

Heft: 11

Artikel: Sophie la Roches Solothurner Aufzeichnungen

Autor: Grob, Fritz / La Roche, Sophie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sophie la Roches Solothurner Aufzeichnungen

eingeleitet und ausgewählt von

F R I T Z G R O B

Zur Einführung

Sophie La Roche gehört mit ihrem Werk und als Persönlichkeit der Literaturgeschichte an. Wer Goethes «Werther» aus der Zeit heraus verstehen will, stösst unweigerlich auf ihren Namen. Sie hatte 1771 die «*Geschichte des Fräuleins von Sternheim*» publiziert, deren Ruhm sie selbst in tragischer Weise überleben sollte. Die Auseinandersetzung zwischen der in ödem Moralismus verflachten Aufklärung und dem Gefühlskult des Sturm und Drang war schon in vollem Gang. Es war unmöglich zu schreiben, ohne der einen oder andern Seite zu missfallen. Dass Sophie La Roche das Kunststück fertig brachte, beide zu befriedigen, ist das Geheimnis ihres Erfolges, aber auch der Grund, dass ihr Werk so rasch vergessen wurde. Es war das erstmal, dass sich eine Frau auf das Gebiet des empfindsamen Seelenromans wagte, für den Richardson mit «Clarissa» und «Pamela» und Gellert mit der «Schwedischen Gräfin von G.» die Vorbilder geschaffen hatten. Das «Fräulein von Sternheim» rückte damit in eine Reihe, die mit Goethes «Werther» schloss. Später sollte sich zeigen, dass das Ansehen, das Sophie La Roche bei den Stürmern und Drängern genoss, auf einem Missverständnis beruhte, da sie die erzieherisch aufklärerische Seite des Romans nicht zur Kenntnis nahmen. «... ich wollte nun einmal ein papierenes Mädchen erziehen», schrieb Sophie La Roche selbst, und: «Da ich nun die Grundsätze meiner eigenen Erziehung zeigen wollte, suchte ich zu beweisen: Dass, wenn das Schicksal uns auch alles nähme, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet ist: wie in einem mit nützlicher Kenntnis ausgebauten Geiste, in tugendhaften Grundsätzen des Herzens und in wohlwollender Nächstenliebe die grössten Hilfsquellen finden würden.» Das tönt weniger nach Sturm und Drang als nach der pietistisch gefärbten Tugendlehre der Aufklärung. Der Roman ist also das «weibliche» Gegenstück zu Rousseaus «Emile», mit dem er die Briefform gemein hat. Er schildert den exemplarischen Werdegang eines Mädchens, das allen Versuchungen der Gesellschaft widersteht und sein Glück findet. Von der «göttlichen Sternheim», hinter der man Sophie selbst vermutete, blieb schliesslich nur die «Erzieherin von Deutschlands Töchtern» übrig, über die zu spotten in literarischen Kreisen zum guten Ton gehörte. Trotzdem verbreitete sie unermüdlich die Grundsätze, nach denen die braven Bürger um 1800 ihre Kinder zu erziehen hatten. Aber die Geschichte der Pädagogik nahm von ihr so wenig Notiz wie die Bewegung zur Emanzipation der Frau des 19. Jahrhunderts, deren wohl ungewollte Vorläuferin sie gewesen ist.

Wer heute ihr «Tagebuch einer Reise durch die Schweiz» und die «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise» liest, muss diese Zusammenhänge kennen, soll er nicht an dem eigentümlichen Gemisch von Lehrhaftigkeit und Schwärmerie Anstoß nehmen, wie denn beide Darstellungen nur aus dem gesamtbiographischen Zusammenhang heraus ganz zu verstehen sind.

Lebensdaten

Sophie La Roche stammt aus Augsburg. Sie wurde dort 1731 als älteste Tochter des «Stadtphysikus» Gutermann geboren, zwei Jahre vor ihrem Vetter, dem Biberacher Pfarrerssohn und später berühmten Dichter Christoph Martin Wieland, mit dem sie früh als Verlobte und später, als sich ihre Wege getrennt hatten, als Dichterin in geistigem Austausch leben sollte. Der Geist des Hauses Gutermann war durch eine pietistische Frömmigkeit geprägt. Man las die Predigten von August Hermann Francke und am Sonntag aus Brockes «Das irdische Vergnügen in Gott». Das war mit ein Grund, dass der erste Bewerber um Sophies Hand, ein Beamter des Augsburger Domkapitels, der katholisch und ausserdem ein Italiener war, vom Vater abgewiesen wurde. Sophies erzwungener Verzicht führte zum Bruch mit dem Vater. Sie flüchtete ins Biberacher Pfarrhaus, wo sie einen Verehrer fand, «der sie um ihrer Seele willen liebte»: den erst 17-jährigen Christoph Martin Wieland, der sie in seinen Briefen stereotyp mit «englische Sophie» anredet. Sie wurde nach dem Stil der Zeit zu seiner «unvergleichlichen Doris», wie er an den Zürcher Literaturreformer Bodmer schreibt. Zu einer festen Verbindung konnte es aber auch hier nicht kommen, weil Gutermann einmal mehr dagegen und Wieland ohne Aussicht auf einen standesgemässen Erwerb war. Als Wieland sie warten liess, ohne seine Absichten zu erläutern, verlobte sie sich plötzlich mit Georg Michael Franck, dem illegitimen Spross und Sekretär des Grafen von Stadion. (Den Namen La Roche sollte er sich erst später zulegen.) Stadion war zu dieser Zeit Minister des Kurfürsten von Mainz. Sophie, die mit ihrem elf Jahre älteren Mann in kameradschaftlicher Ehe lebte, lernte dort das Hofleben kennen. Aber schon 1762 trat Graf Stadion, wegen seiner aufklärerischen und ordensfeindlichen Politik von den Klerikalen angegriffen, von den Staatsgeschäften zurück. Die Familie La Roche begleitete ihn nach Warthausen, einem Rokokoschlösschen in der Nähe von Biberach. Nach Stadions Tod wurde La Roche von dessen Erben mit einer kleinen Beamtung abgefunden. In dieser Zeit begann Sophie zu schreiben.

Im selben Jahr 1771, als das «Fräulein von Sternheim» erschien und Sophies Ruhm begründete, trat La Roche in den Dienst des Kurfürsten und Erzbischofs von Trier, dessen Kanzler er 1774 wurde. Damit öffnete er seiner Frau zugleich den Weg zu einer weithin wirkenden literarischen Tätigkeit. Ihr Haus in Thal-Ehrenbreitstein an der Mündung der Lahn in den Rhein wurde zu einem literarischen Salon nach französischem Muster. Hier verkehrten der unvermeidliche Wieland und die Brüder Jacobi. Es knüpften sich Beziehungen nach Frankfurt zu Goethes Mutter. Schliesslich kam Goethe selbst herüber, und zwar von Wetzlar, um die Autorin des «Fräuleins von Sternheim» persönlich kennen

zu lernen und sich in ihre Tochter Maximiliane zu verlieben, deren Augen er dann prompt auf Werthers Lotte übertrug. Später gehörten auch Basedow und Lavater zu den Besuchern.

1780 wurde La Roche unvermittelt von seinem Kurfürsten verabschiedet, wie vor ihm in Mainz Graf Stadion als Opfer der Reaktion und ausserdem der kurfürstlichen Bauwut, die den Staat in Schulden gestürzt hatte.

Die Schweizerreisen

Der nächste Aufenthalt der La Roche war das Haus des Domherrn Hohenfeld in Speyer, der zusammen mit La Roche aus dem kurtrierischen Dienst ausgeschieden war. Sophies Schriften nahmen nun einen einseitig erzieherischen Charakter an, was zur Folge hatte, dass sie von ihren Jugendfreunden kaum mehr ernst genommen wurde. Als Fünfzigjährige war sie schon historisches Monument. Trotz der Demut und Bescheidenheit, die sie in ihren Büchern predigt, möchte sie wenigstens den alten Ruhm noch auskosten. Sie holt nach, was ihr in der Jugend versagt war: auf weiten Reisen die Welt kennen zu lernen.

Die Schweiz bereiste sie dreimal: 1784, 1789 und 1791/92. Schweizerreisen gehörten damals zur Mode der Zeit. Man wollte das Volk der Hirten, wie es Albrecht von Haller in seinem berühmten Alpengedicht dargestellt hatte, aus der Nähe kennen lernen. Ausserdem wollte Sophie La Roche all jenen Leuten, mit denen sie so eifrig korrespondiert hatte, von Angesicht zu Angesicht begegnen. Johann Caspar Lavater gehörte zu ihnen. Dass sie Solothurn gleich dreimal besuchte, mag mit der geographischen Lage der Stadt zusammenhängen. Ihre Erlebnisse hat sie in zwei Büchern niedergeschrieben, dem «Tagebuch einer Reise durch die Schweiz», das 1787 in Altenburg erschienen ist und sich auf die erste Reise bezieht, und den «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise», die 1793 in Offenbach gedruckt wurden. Über die zweite Reise liegen keine Aufzeichnungen vor. Sie hatte sie in der Absicht unternommen, Italien zu besuchen. Schon in Genf machte sie kehrt, um ihrem Sohn Franz an seinen Studienort Marburg zu folgen, «um wenigstens einem der Kinder eine gute Mutter zu sein.» Dieser gehätschelte Sohn Franz spielte für die Schweizerreise eine wesentliche Rolle. Schon für die erste hatte er den Vorwand abgegeben. 1784 war Sophie aufgebrochen, um ihn in Kolmar in Pfeffels Erziehungsinsti-tut unterzubringen. Die schönste Erfüllung auf dieser Reise wäre für sie eine Begegnung mit Julie Bondeli gewesen. Aber die Berner Brieffreundin, die wie sie selbst Wielands Braut und Seelenbraut gewesen war, war schon 1778 gestorben. An Wieland schrieb sie darüber: «Ich rüste mich zu einer Reise nach der Schweiz und werde an diese eine nach Paris anknüpfen. Nach Bern gehe ich

nicht, denn ich habe nicht Stärke genug, weder die Wiege noch das Grab von Julia Bondeli zu sehen — aber Lausanne — den Genfer See — Zürich — und eine Bauer-Hütte(!) will ich sehen — das gibt dann einen artigen Kontrast Wunder der Natur in der Schweiz — Wunder der Kunst in Frankreich — und davon eine lebhaft gefühlte Reisebeschreibung gemacht, auf die ich mich wie ein Kind freue . . .»

Damit ist der Ton angeschlagen: Reisen als sentimentales Erlebnis mit dem Ziel, daraus Literatur zu machen und sich die vor allem durch Hallers «Alpen» vorgeprägte Vorstellung des schweizerischen Bauernlebens bestätigen zu lassen. Es ist die Schwäche dieser Reiseberichte, dass die vorgefassten Meinungen Sophie La Roche daran hindern, die Wirklichkeit der vorrevolutionären Schweiz zu sehen. Auch sorgte ihr Ruhm dafür, dass ihr Blick nie ganz frei wurde. In Zürich empfing man sie wie eine Fürstin. Frauen und Mädchen standen Spalier, um der verehrten «Erzieherin von Teutschlands Töchtern» zu huldigen. In Sursee gerät sie mitten in das Treiben der Sempacher Schlacht-Feier hinein. Nun sind es u. a. die Männer der Helvetischen Gesellschaft, die sie hochleben lassen: «. . . ich musste bei dem Gedanken lächeln, dass ich mit soviel ängstlicher Sorgfalt vermieden hatte, nach Olten zu kommen, während die friedliche helvetische Gelehrtengesellschaft da versammelt war, indem ich mich vor so vielen Männern zu erscheinen scheute, und nun auf einmal in der Militärversammlung sass.» Das wurde am 14. Juli in Murgental geschrieben, wohin sie von einem General von Steiner eingeladen worden war. Auf der Fahrt geht der Blick kurz hinüber zur Festung Aarburg. Das gibt ihr Gelegenheit noch einmal von der «gelehrten Gesellschaft in Olten» zu sprechen, von der sie hofft, sie möge den Schweizern «die gemeinsame aufgeklärte Eintracht erhalten.» Es ist dieses Wunschdenken, das schon die Zeitgenossen zum Spott über «die alte sentimentale Dame» verleitete, «die so leicht begeistert war und so oft am Wesentlichen vorbeisah.» (Milch, S. 176). Dass es im Gebälk der alten Eidgenossenschaft schon bedenklich krachte, entging ihr. Sie sah die schweizerischen Verhältnisse im rosigen Licht ihrer Reisefreude, eine schöne Landschaft und überall zufriedene und gute Menschen: «Nahe bey dem Dorfe Rowytz* an einer (!) Bach scheint der Friede, die häusliche Glückseligkeit und nachbarliche Freundschaft sich versammelt zu haben . . . Die Zufriedenheit mit Gott, mit Menschen und Berufarbeit stand noch nie deutlicher auf der Stirn des Landmanns, als bei diesen Leuten.» So hatte schon Grimmelshausens Simplizissimus die Schweiz gesehen: Als ein Paradies, wo «die Leute in dem Frieden handeln und wandeln . . .»

* Gemeint ist natürlich Rothrist. Viele Namen sind im Druck entstellt. Statt Sursee heisst es z. B. Sursée, statt Zofingen Zehingen, statt Langenthal Langenfeld usw.

und ein jeder sicher lebt «unter seinem Weinstock und Feigenbaum.» (V. Buch, 1. Kap.)

Das war zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges geschrieben, der Unterschied zu den himmelschreienden Zuständen im Reich damals augenfällig. Erstaunlich ist nur, dass sich das Klischee vom schweizerischen Paradies 150 Jahre und darüberhinaus in der Reiseliteratur behauptet hat. Der Haupgrund mag ausser in der Tradition der bukolischen Dichtung darin liegen, dass die Besucher ausschliesslich in den Kreisen des alten Patriziats verkehrten und von da aus «Friede, häusliche Glückseligkeit» und «nachbarliche Freundschaft» aus respektvoller Distanz als seltene Museumsstücke betrachteten. Bei Sophie La Roche war das nicht anders. Entgegen ihrer im Brief an Wieland geäusserten Absicht, Bern zu meiden, trifft sie dort am 15. Juli ein. Auf dem Weg war sie in Kirchberg mit Niklaus Emanuel Tscharner zusammengetroffen, der durch seine Bemühungen, die Not des Landvolkes zu beheben, durch seine Beziehungen zu Pestalozzi bekannt geworden und mit seinem Bruder Bernhard von Tscharner als Urbild des Landvogts Arner in Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» eingegangen ist. Auch in Bern fällt ihr «die grosse Reinlichkeit» der Strassen auf. «Mich freute überhaupt die Schweiz, aber auch Bern besonders zu sehen, einmal wegen dem Wohlstand und der Ordnung, und auch weil Bern die Wiege meiner Julie ist . . .» Aber gerade die Erinnerung an Julie Bondeli trübt ihr alles «wie ein Trauerflor». Schon am folgenden Tag brach sie wieder auf, um die welsche Schweiz kennenzulernen. Über Murten, Payerne, Avenches und Lausanne gelangte sie schliesslich nach Genf. Zu ihrem Pflichtpensum gehörte eine Wallfahrt zu Voltaires Landsitz Ferney. Von Genf aus unternahm sie auch eine Tour ins Mont-Blanc-Gebiet, deren Schrecken sie ausführlich schildert. Der Bericht ist deutlich geprägt durch Hallers Alpendedicht, aus dem sie ausgiebig zitiert. In den ersten Augusttagen kehrte sie nach Bern zurück, wo sie als Gast im Hause der Familie Tscharner wohnte. Am 10. August trat sie die Rückreise an, für die sie den Weg über Solothurn wählte.

Die zweite Reise fiel ins Revolutionsjahr 1789. Mit ihrer raschen Rückkehr zu Franz vermochte sie dessen tragisches Schicksal nicht abzuwenden. Ihr Sohn starb schon 1791. Der Schmerz drohte ihre letzten Kräfte aufzuzehren. Um sie abzulenken, überredeten sie ihre Töchter Maximiliane und Lulu zu einem erneuten Aufbruch nach der Schweiz. Die Erinnerungen daran tragen den bezeichnenden Untertitel: «Meinem verwundeten Herzen zur Linderung und vielleicht auch mancher trauernden Seele zum Trost geschrieben.» Gegenüber dem Tagebuch hat sich der Ton geändert. Nicht einmal der Anblick der Flüchtlingszüge, denen sie auf dem Weg von Freiburg nach Basel begegnet, vermag sie von der Trauer um ihren Sohn abzulenken: «Diese wollten den politischen

Unruhen ihres Vaterlandes entfliehen, und ich dem Kummer meines Herzens. . . Der Schmerz, welcher uns von Hause jagte, hat sich mit uns aufs Pferd gesetzt und wir werden ihn überall treffen». So wird die Reise zu einer vergeblichen Suche nach der Vergangenheit. Bei allen Freunden, die sie aufsucht, spricht sie von ihrem Verlust und lässt sich ausgiebig bemitleiden.

Ihr Weg führt sie diesmal über Basel, Solothurn und Bern nach Lausanne. Trotz des geringen Interesses für wirtschaftliche und politische Zustände registriert sie wenigstens in der Waadt die Unzufriedenheit der Untertanen mit ihren bernischen Herren: «Bei allen Einwohnern des Pays de Vaud fand ich nur einen Gegenstand ihres Denkens und Empfindens. Frankreich und Leibrenten ist die ihnen nächste, und in Wahrheit nach ihrer Lage wichtigste Angelegenheit.» Die einstige Aufklärerin steht mit ihren politischen Auffassungen eindeutig im Lager des Ancien Régime. Im Hinblick auf die antibernische und profranzösische Agitation in der Waadt spricht sie von «unglücklicher Verblendung» und vom Schimmer der «falschen Volksfreiheit». In plötzlicher Rückwendung zum Privaten findet sie es sogar tröstlich, dass ihr Sohn tot ist und nicht etwa als Aufrührer in einem Gefängnis schmachten muss. Die Standesunterschiede sind für sie gottgegeben und sie lobt den Pfarrherrn, der die guten Menschen lehrt, ihren Stand und Beruf zu lieben, «denn nur dadurch wird wahres Glück gegründet.»

Nach einem Abstecher nach Genf, wo sie Necker und seine Frau kennen lernte, trat Sophie La Roche am 15. April 1792 von Lausanne aus die Rückreise an. Sie fuhr über Yverdon und Neuenburg nach Solothurn und beklagt sich über den schlechten Zustand der Strassen: «. . . bis Solothurn waren die Wege so schlimm, dass ich hundertmal wünschte Neufchatel nie gesehen zu haben. . .» Kurz vor dem Ziel wurde die Reise unterbrochen: «Am Ende gegen Abend, brach noch der Schwanenhals des Wagens, und wir konnten nur kümmерlich nach Solothurn kommen, würden es auch nicht erreicht haben, wenn nicht eine verwittigte Wirthin des vorletzten Dorfes, ohne dass wir sie gebeten zu uns gekommen, und von dem geschickten Schmidt gesprochen hätte, der wirklich alle Hilfe gab, die wir brauchten.» Das «vorletzte Dorf» ist Selzach. Während der Wagen notdürftig geflickt wird, erzählt ihr die Wirtin ihr schweres Schicksal. Die Tapferkeit, mit der die einfache Frau ihr Unglück trägt, schreibt Sophie La Roche der hier noch herrschenden Demut im katholischen Glauben zu. Im Gegensatz dazu sieht sie im katholischen Frankreich «aufgeklärte Menschen grausam handeln, ihre grossen Geisteskräfte nur dahin lenken, Obergewalt über das Volk zu erhalten».

Der Aufenthalt dauerte zwei Tage, solange bis die Kutsche instandgestellt war. Sophie benutzte die Zeit zu einem Besuch der Einsiedelei in der Verena-

Schlucht. Nachher, also am 17. April 1792, ging die Fahrt über Olten, das knapp charakterisiert wird, und Aarau weiter. Letzte Station war natürlich Zürich. Noch einmal kam sie mit Johann Caspar Lavater zusammen. Dann verliess sie die Schweiz über Schaffhausen, um von da aus Tübingen zu erreichen.

Die Aufenthalte in Solothurn

Da über die zweite Schweizerreise keine genauen Angaben vorliegen, steht fest, dass sich Sophie La Roche wenigstens dreimal in Solothurn aufhielt: Am 10. August 1784 während ihrer ersten Reise. Während ihrer dritten Reise machte sie gleich zweimal in Solothurn halt: am 30. September 1791, d. h. am St. Ursen-Tag, dessen Feier sie aufmerksam verfolgt, auf der Fahrt nach Bern und schliesslich vom 15. bis 17. April 1792 auf der Rückreise von Lausanne. Die Reisebücher berichten über alle drei Aufenthalte. Sie enthalten ausserdem Aufzeichnungen über Balsthal und Olten.

Am 10. August 1784 war sie, begleitet von ihrem Sohn Franz, von Bern hergekommen. Im Gegensatz zur letzten Reise ist ihr Interesse für die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse noch einigermassen wach. Im Amt Frau-brunnen fallen ihr die Schäden auf, welche die Engerlinge in den Äckern angerichtet haben. Dann aber richtet sich der Blick nach Norden, zum «blauen Berg», wie Gotthelf später den Jura nennen wird. Sie bewundert die Fruchtbarkeit der Gegend und die schöne Lage der Stadt. In ihren geschichtlichen Hinweisen ist wie in vielen Reiseberichten des 18. und des 19. Jahrhunderts Richtiges und Falsches bunt gemischt. Wie später Alexandre Dumas berichtet auch Frau La Roche die volksetymologische Deutung des Namens Solothurn als Sola Turris. Im Anblick der Sankt Ursenkirche bricht auch bei ihr das Selbstbewusstsein der aufgeklärten Zeit durch. Wie viel schöner ist sie doch, als was mittelalterliche Baumeister zustande gebracht hätten. Ihre Reisegefährten verführt die Bewunderung zur Behauptung, «dass Rom wohl grössere aber keine schöneren Tempel habe». Trotzdem ist die anschliessende Beschreibung knapp und sachlich gehalten. Zu empfindsamen Betrachtungen über die Folgen des Krieges und des Gezänks der Männer regt sie der Besuch im Zeughaus an. Hier schlägt sie schon den weltschmerzlichen Ton an, der das zweite Erinnerungsbuch über die Schweiz kennzeichnen wird.

Den zweiten Besuch erlebt sie ganz in der Trauer um den Tod ihres Sohnes. Der St. Ursen-Kirche schenkt sie nur noch geringe Aufmerksamkeit. Der Begräbnisplatz an der Südseite erinnert sie schmerzlich an den Dahingegangenen: «Ach Kinder», schreibt sie an ihre Töchter, «wie war mir, als ich mich auf der Stelle sah, wo man mir von der Bestimmung dieses Platzes sagte, und mein Franz eifrig zuhörte.»

Mit Reflexionen über die Vergänglichkeit des Daseins endet auch die Darstellung der auf der Rückreise von Lausanne besuchten Einsiedelei St. Verena. Olten schliesslich ist ihr teuer als Tagungsort der Helvetischen Gesellschaft, deren volkserzieherische Bestrebungen sie seit jeher lebhaft verfolgt hatte. In Aarau trifft sie denn auch mit dem 1792 neu gewählten Präsidenten, dem Textilfabrikanten Meyer, zusammen. Ihren Töchtern erklärt sie die Ziele der Gesellschaft: «Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidge-nossen zu stiften und zu erhalten, die Triebe zu guten und edlen Taten auszu-breiten, Friede Freiheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Zeiten fortzupflanzen.» Mit ihrer Mischung von menschlichem Mit-gefühl und paternalistischem Erziehungsimpetus, der zum Volk Distanz hielt und für revolutionäre Ideen unzugänglich war, ist Sophie La Roche Exponentin einer idealistischen Strömung in der herrschenden Schicht des 18. Jahrhunderts. In der Schweiz war die Helvetische Gesellschaft ihr Träger. Aber weder sie, noch der schwärmerische Idealismus einer Sophie La Roche vermochten zu verhindern, dass sich der geschichtlich notwendige Umbruch zu neuen Staats- und Gesellschaftsordnungen in gewaltsauslösenden revolutionären Formen vollzog.

Zur Literatur: Ausser auf das «Tagebuch» und die «Erinnerungen» von Sophie La Roche sei verwiesen auf Werner Milch, Sophie La Roche, Die Grossmutter der Brentanos, Frankfurt a. M. 1935 (darin die Lebensdaten und weitere Literatur), ferner Helga Haberland und Wolfgang Pehnt, Frauen der Goethezeit in Briefen, Dokumenten und Bildern, Stuttgart 1960.

Die Texte in chronologischer Folge
(die Orthographie wurde der modernen Schreibweise angepasst)

1. Solothurn

(Bezieht sich auf den Aufenthalt vom 10. August 1784. Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, Altenburg 1787, s. 371 ff).

... wir reisten still und nachdenkend durch die schöne Landschaft, welche sich nach Solothurn hinzieht, bemerkten aber mit Bedauern den Schaden, welchen die Würmer, aus denen die Maikäfer entstehen, auf den Wiesen, den Haber- und Erdäpfeläckern verursacht hatten, denn anstatt auf dem schönsten Grasland die Hoffnung des zweiten Haues (Heues?) zu sehen, ist es mit grossen gelben Stücken, auch ganz leeren Plätzen bedeckt, und wenn man mit einer Schaufel die obere Decke abhebt, so sieht man viele tausend weisse Würmer an den Graswurzeln nagen, und dadurch einen grossen Mangel an Futter für die nützlichen Haustiere, Kühe, Schafe und Pferde, Teuerung der Butter und des Flei-

sches verursachen, sodass man nicht immer sagen kann: Armer Wurm! Denn wer die Gewalt hat, mir soviel zu schaden, ist nicht arm und nicht so verächtlich; wir kamen noch frühe genug hieher, um die angenehme Lage der Stadt an dem Fusse des Juragebirges recht gut betrachten zu können. Die allenthalben hervorleuchtende Fruchtbarkeit bewies uns, dass man diesen Kanton mit Recht Schweizerpfalz nennt; man bemerkt als eine Eigenschaft in Vergleich der übrigen Schweiz, dass Solothurn gar keinen beträchtlichen See hat, hingegen an Korn einen solchen Überfluss, dass sie an andere verkaufen und sich ihren Wein aus dem Elsass, Neufchatel und Waadtland schaffen. Die vortrefflichen Waldungen und Menge Wildbret soll auch Ursache der vielen adeligen Schlösser gewesen sein, welche man teils noch stehend, teils zerstört sieht, wovon die Familien meist ausgestorben, andere bei der allgemeinen Empörung in der Schweiz verjagt und ihre Güter zum allgemeinen Eigentum des Kantons gemacht wurden. In manchen mag auch, als das Erdbeben 1356 viele Schlösser einstürzte, der letzte Erbe, wie vor einem Jahr in Calabrien geschah, unter dem Schutt seines Hauses sein Ende gefunden haben. Von römischen und deutschen Kaisern sind Spuren in Solothurn; von den ersten in dem Überreste eines dem Apoll geweihten Tempels, in Grabsteinen und Aschenkrügen, auch in Münzen von Marc Aurel, von Severo etc. Von den andern in Freiheitsbriefen und Gnaden auch Erinnerung, dass sie die Stadt belagerten. Zwei Königinnen, Bertruda, Gemahlin Pipins des Jüngern in Frankreich, und Bertha, Königin von Burgund, erbauten das Münster und stifteten Chorherren. Wenn diese beiden frommen Frauen jetzo die neue prächtige Kirche sähen, welche auf dem Platz steht, so würden sie gewiss die Baumeister unserer Zeit den ihrigen vorziehen; denn meine zwei Reisegefährten sagten, dass Rom wohl grössere aber keine schöneren Tempel habe; es ist herrliche griechische Baukunst, Statuen, Vasen und halberhabene Arbeit in der Fassade ohne die geringste Überladung. Da Solothurn, wie die meisten Städte der Schweiz, bergig ist, so mussten zu der Höhe der Kirche Treppen geführt werden; diese sind so breit wie die Kirche selbst, vor dem hellgrauen Stein etliche zwanzig Stufen hoch, welches dem ganzen Gebäude ein erhabenes, majestäisches Ansehen gibt und schon den äusserlichen Eindruck von der Erhabenheit des Wesens fühlen lässt, welches darin verehrt wird. An dem Fuss der Treppe stehen zu beiden Seiten Springbrunnen und geben dem Ganzen eine lebendige Zierde, wobei sie noch zu dem Vordergrund einer Kirche so passend sind. Einer ist die Bildsäule Mosis, wie er Wasser aus dem Felsen quellen lässt, der andere zeigt Gideon, wie er den Tau aus dem Ziegenfell windet. Das Innere ist im Ganzen einfach und voll Würde, wie ein Gotteshaus sein soll. Die Altäre sind von lauter einheimischem Marmor und die Gemälde von guten neuen Meistern, keine unnütze kindische Verzierung; der

Name Bizzoni (Pisoni) von Locarno verdient wirklich wegen diesem Gebäude bekannt zu werden. Er ist Baumeister im wahren edlen Geschmacke, sagen die Kenner, welche mir diesen Ausspruch angegeben.

Auf der einen Seite an der Kirche hin schien uns ein grosser Spazierplatz mit einer sehr schönen Einfassung von Steinen zu sein, von welchem man einen Teil der Stadt und auch etwas Land übersehen kann. Die viele Schuhe langen Steine mit Nummern und Löchern, womit der Platz belegt war, machten uns aber aufmerksam, und da wir bei einer Wendung auf einem dieser grossen Steine einen Kessel mit Weihwasser aufgestellt fanden, hörten wir, dass dieser Platz ein hohes tiefes Gewölbe zum Begräbnis der Solothurner Bürger sei, welche hier nach der Ordnung der Steine eingesenkt werden, ohne dass dieser oder jener Asche ein anderes Denkmal bestimmt sei, als was in die Pfarrbücher eingeschrieben wird.

Der Wirt, welcher selbst Ratsherr ist, erzählte uns während dem Essen verschiedenes von der Regierung, dem Leben der Bürger und den Fremden, worüber aber mir und Euch, meine Töchter, keine Auslegungen zukommen; nur den Zug der ausserordentlichen Teuerung will ich anmerken, indem niemand so leicht denken wird, dass, mitten in der Schweiz, wo so viele Viehzucht ist, die Butter 24 Kr. koste. Die Solothurner sprechen gerne von dem Ursprunge des Namens ihrer Stadt, indem sie den grossen viereckigen Turm zeigen, welcher noch aus den Zeiten Julius Cäsars da sein soll und der Stadt den Namen Sola Turris gegeben habe. Seitdem haben allein die Mauern elf Türme erhalten. Wo die vor 200 Jahren ausgegrabene schöne Venus von weissem Marmor hinkam, weiss niemand. Über mich musste ich lachen, dass ich nirgend daran dachte, ein Zeughaus zu sehen, ohne hier (ausser hier?), und dies bloss deswegen, weil ich hörte, dass eine Rüstung von Heinrich dem IV. aus Frankreich darin verwahrt werde. Meine Reisegefährten scherzten über die anziehende Kraft des Harnisches dieses galanten Königs und glaubten mir nicht, dass ich ihn wegen seiner seltenen Königsgüte liebe. Unter diesem Streit ging ich hin und sah bei dieser Gelegenheit alle Arten alter und neuer Mordgewehre, Mauerbrecher, Kanonen, Hellebarten, Säbel und Flinten, Schilde, Helme und Harnische in der besten Ordnung und reinlich vor Rost geschützt, in grosser Menge. Eurem Bruder war leid, dass ich als Mutter von zwei Soldaten mich nicht eher nach ihrem Handwerkzeug umgesehen und dadurch versäumt hatte, die mit Gold und Perlmutt eingelegten prächtigen Gewehre der Leibgarde des Herzogs von Burgund im Berner Zeughaus zu sehen, welches wie Franz denkt, von rechtswegen sein sollte, weil ich in Murten die Knochen der erschlagenen Burgunder betrachtet habe. Ich erwiederte, dass er und wir alle in Genf auch versäumt hätten, den Schild des Kaisers Valentinian zu sehen, der ganz von geschlagenem Silber ist, den man in der Rhone ge-

funden hatte, und der gewiss ein merkwürdiges Stück der Geschichte und der Kunstarbeit sein muss. Der Harnisch des guten Königs ist ganz einfach, nur am Ende der Schuppen ist eine vergoldete Einfassung. Wer seinen Charakter und seine Geschichte kennt, wird alles, was von ihm ist, mit Ehrfurcht und Teilnahme betrachten. Dieser Harnisch erinnert so lebhaft an seine Schicksale, seinen Mut und seine so mühsam erfochtenen Siege; vielleicht war auf diesem Helm die weisse Feder befestigt, auf die er vor einer Schlacht deutete und sagte: Gebt auf diese Feder acht, ihr werdet sie immer auf dem Weg der Ehre und des Sieges sehen. Wie oft mag sein grosses Herz über den ungewissen Ausgang einer Unternehmung und vor Sorgen für seine Untertanen gegen diesen Panzer geschlagen haben; denn der gute Heinrich kämpfte nicht nur gegen Feinde, sondern oft auch gegen Mangel für sich und die Seinigen. Es mag wohl sein, wie Herr von C. sagte, dass er auch in diesem Harnisch oft nach der schönen Gabrielle d'Etrés seufzte, aber in dem Augenblick gewiss nicht, wo der Anlass entstund, welcher diese Rüstung nach Solothurn brachte, denn dies geschah in der Schlacht bei Ivry, wo der König sich so sehr wagte, dass ein Schweizer Offizier von Solothurn durch seine Tapferkeit allein sein Leben rettete, und als der König nach erfochtenem Sieg ihm dankte und fragte, wie er ihn belohnen könne, so begehrte der rechtschaffene Mann diese Rüstung zum Andenken, erhielt sie und schenkte sie seinem Vaterland. Nach dieser Rüstung war Heinrich nicht sehr gross, aber stark von Brust und Schultern, sein Retter aber muss einer der allergrössten Leute gewesen sein, wenn der Harnisch, welchen man von ihm zeigte, wirklich ihm anpasste; ich bemerkte doch auch, wie verschieden die Empfindungen einer Frau von der Männer ihren sind: mich wenigstens schauderte es bei der Betrachtung der seit Jahrtausenden angefangenen und immer mit neuen tödlichen Erfindungen abgeänderten Mordgewehre, von Menschen gegen Menschen, und oft wegen sehr geringer Ursachen. Meine Reisegefährten aber versuchten aus Begierde Stärke zu zeigen, alte Lanzen und Schwerter zu heben und verglichen den Wert der alten persönlichen Tapferkeit, die so mühsam sich verteidigen und ihren Feind töten musste, mit dem mutigen Entschluss, welchen man jetzt nötig hat, dem Kanonenfeuer entgegenzugehen. Bei diesen war also nur der Gedanke von Wirkung der Macht, der Stärke und der überwiegenden Klugheit in Anstalten; bei mir war das Bild des Unglücks und des Wehs, welche die Folgen des Kriegs und Gezänkes unter Männern sind: indessen glaube ich fest, dass, da wir zu einem andern Leben bestimmt, und in diesem nur zu dem Übergang erscheinen, wo Gott Krankheiten schickt, die bald viele auf einmal, bald nur einzelne Menschen töten, Krieg und Schlachten nur ein abgeänderter Weg zum Tode sind, den einige Tausend zugleich zurücklegen. Auf diese Weise ging ich nicht so froh wie die

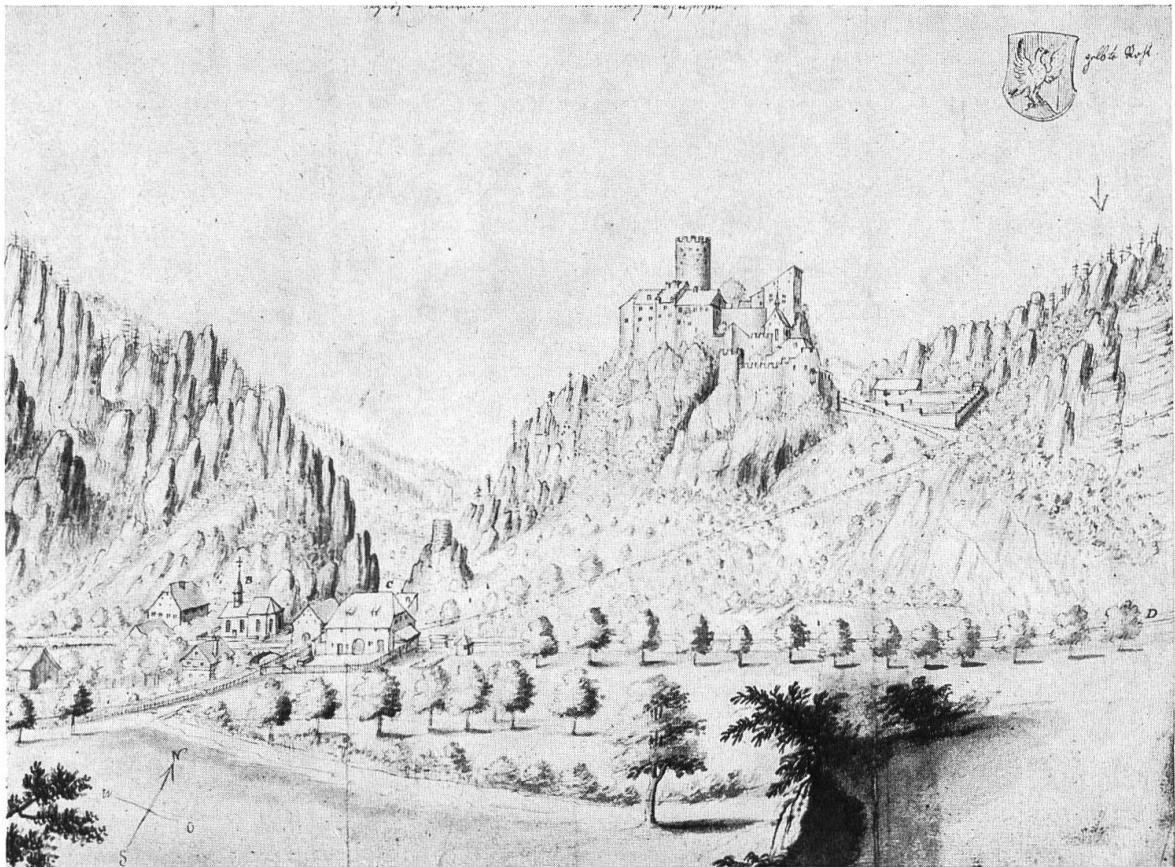
herzhaften Männer bei mir, aber doch beruhigt aus dem Zeughaus, und das Bild der Pickelhauben, so ich gesehen, hinderte mich, die Hauben der Solothurner Bürgerinnen zu betrachten, die mir ausgezeichnet schienen, weil sie wirklich eine Art Fontange von farbigen Bändern und schwarzen Spitzen sind, die sehr artig stehen. In Bern hatte ich versäumt, die Bären in dem Stadtgraben zu sehen, und in Solothurn gab ich den schönen Hirschen mein Morgenbrot. Die Stadtgräben sind gross, die Festungswerke schön und gut unterhalten, und die Spaziergänge darauf vortrefflich, durch die Aussicht in die herrliche von der Aar bewässerte Gegend.

2. *Balsthal*

(Tagebuch s. 380 ff. Der Text schliesst unmittelbar an die Solothurner Aufzeichnungen über den 10. August 1784 an).

Unsere Kutschen kamen nach, und wir fuhren nach Balsthal zum Mittagessen, nachdem wir den angenehmen Weg von Solothurn hierher zurückgelegt und zwischen den Felsen und Schlössern bei Clus uns durchgeschlungen hatten; denn zwei Vorgebirge des Jura sind hier so nahe gegeneinanderstehend und mit alten Schlössern besetzt, dass es ehemals wohl weder Kaufleuten noch andern Fremden möglich war, ohne Abgabe oder Beraubung durchzukommen. Man sieht die Ruinen des Schlosses der Grafen von Thierstein, welches die Berner und Solothurner wegen den Räubereien zerstörten. Nahe dabei ist das Stammhaus der Herren von Falkenstein, welchen Namen die ganze Landvogtei trägt, den die von der Menge Falken haben soll, die in diesen Gebirgen sind, und auch jetzt noch gesucht und nach Frankreich verkauft werden. Ihre Zahl muss aber abgenommen haben, weil die Rebhühner- und Schnepfenjagd in dieser Gegend so ergiebig ist, und beides vereint mag eine der Ursachen gewesen sein, warum so viele Edelleute sich hier niederliessen; denn man sieht fast alle halbe Stunde ein noch stehendes oder zerfallenes Schloss. Aber die vielen Türme, Schiessscharten und Zugbrücken zeigen auch, dass sie nicht die besten Nachbarn waren.

Balsthal ist ein sehr schöner Fleck und hat vortreffliche Viehzucht. In dem Hause, wo ich bin, sind 12 Kinder, 7 Töchter und 5 Söhne, welche mit ihren Eltern das Hauswesen und die Felder, 20 000 Gulden an Wert, besorgen, so dass in diesem Hause keine fremde Seele ist, ausser die Reisenden, welche einkehren. Ich finde alles sehr reinlich, und die Mutter, eine sehr vernünftige Frau, erzählte mir mit Bedauern, dass sie 5 Kinder verloren habe. Alle müssen wechselweise Feld- und Hausarbeit lernen und verrichten. Es ist sehr angenehm, 7 gesunde Schweizermädchen, alle mit einer guten Familienphysiognomie, mun-



Neufalkenstein von Süden. Zeichnung von E. Büchel 1757.

ter und freundlich nach den Befehlen der Mutter arbeiten zu sehen. Die jüngste deckt den Tisch, zwei grosse waren in der Küche, eine versorgte den Keller, in dem Garten arbeitete ein dritte, und alles mit einer Art Gelassenheit ohne Lärm, welches mich doppelt freute. Diese zahlreiche Familie und ihr Fleiss war mir auch Beweis von der Behauptung, dass der Kanton Solothurn unter allen bekannten Gegenden unseres Europa für die volksreichste gehalten wird, indem man auf jede Quadratmeile 5397 Personen zählt. In Holland, wo so viel Arbeitsamkeit und Erwerb ist, rechnet man nur 3000, Frankreich 2877, Zürich 4124, England 1666, und in Spanien nur 882. Den Fleiss der Solothurnerinnen glaube ich mit einem Zug anzugeben, wenn ich sage, dass es Spinnrinnen gibt, welche 40 Gulden Arbeitslohn für ein Pfund baumwollen Garn erwerben. In Balsthal war mir noch der schöne Wasserfall merkwürdig, der ganz nahe bei einer der drei Kirchen herabkommt, welche auf einem Kirchhof stehen. Möge dies, dachte ich, das Sinnbild der einen, lebendigen Quelle des guten Unterrichts ihrer Lehrer sein. Noch etwas, das im Solothurnischen mir

Vergnügen machte, muss ich Euch mitteilen. Die Regierung wusste, dass die Bergbewohner des Amtes Seewen sehr viel von einem sumpfigen Wasser zu leiden hatten, und liess, nach Untersuchung der Gegend, einen Einschnitt von 100 Klaftern tief in den Berg machen, wodurch das Wasser einen Zug in den Fluss der Birs bekam, und der grosse, viele Jahrhunderte immer zunehmende unnütz stehende Sumpf in vortrefflicher Weise verwandelt wurde. Nachmittags reisten wir über den Berg Hauenstein, welcher sehr hoch ist und seinen Namen von dem Einhauen in den Felsen erhielt, als Bossel (Basel ?) die Strasse machte, welche jetzt durch die sanft ansteigende Anhöhe und immer wechselnden Aussichten sehr leicht und angenehm ist; denn die zwei Stunden hindurch sieht man in dem mit dem Berg sich erhöhenden Tal, welches den Hauenstein von dem gegenüber liegenden Gebirge scheidet, beinahe alle zehn Schritte bald in den Bergklingen ein stehendes oder zerstörtes Schloss, bald eine freundliche Bauernhütte mit Äckern und Wiesen umgeben, oder Felsklumpen und grosse Bäume beisammen. Oben lenkt man sich und kommt auf einem ziemlich schmalen Weg der Öffnung des Tales gegen Basel zu, hat aber lange zur Rechten rauhe, hohe Felsen, und zur Linken rauscht ein Waldstrom in der Tiefe, an dem Fuss schön bewachsener und verschiedentlich gestalteter Berge und nähert sich dem Städtchen Liestal.

3. Solothurn

(Aus «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise», Offenbach 1793, s. 17. Da der Text den Sankt Ursentag erwähnt, muss sich die Aufzeichnung auf den 30. September 1791 beziehen).

Morgens sah ich wieder Schweizergebirge, kam in das schöne Solothurn, aber auch in den nämlichen Gasthof, wo ich 1784 mit Franz war, und ging mit der Frau von Steinberg in die prächtige, ganz in italienischem Geschmack gebaute Kirche, freute mich für diese Dame und ihre Kinder, dass der Zufall uns zu einem Schweizer Kirchenfest geführt hatte; denn es war die Kirchweihe des H. Ursus, welchen der Kanton Solothurn als Schutzheiligen verehrt. Viele hundert Bauern und Bäuerinnen kamen in ihrem besten, gewiss sehr malerischen Aufputz bei dem Haus vorbei. Der Tag war den guten Landleuten auch sehr günstig, denn der Himmel sah helle und freundlich auf ihre Wallfahrt. Tausend Menschen kamen die grosse Kirchentreppe herunter, welche ich vor 7 Jahren mit meinem muntern und gesund blühenden Franz bestiegen hatte. Bei dem Zurückgehen beachteten wir mit Achtsamkeit die Überzüge von Eisenblech, welche man über zwei altrömische Säulenstücke gezogen und verschlossen hat, damit sie nicht weiter zugrunde gerichtet würden, wie der Führer uns erzählte. Aber nachdem kamen wir auf den Platz neben der Kirche, der mit

grossen beweglichen Sandsteinen belegt und (zu) den Begräbnissen gewidmet ist. Viele fromme Seelen waren da und hatten, nach dem Gebrauch der römischen Kirche, geweihtes Wasser vor sich, womit sie während dem Gebet die Stellen besprengten, wo geliebte Freunde und Verwandte eingesenkt waren. Ach Kinder, wie war mir, als ich mich auf der Stelle sah, wo man mir vor 7 Jahren von der Bestimmung dieses Platzes sprach, und mein Franz so eifrig zuhörte, die Steine zählte, aber dabei sagte: ein freier Begräbnisplatz auf den Dörfern sei freundlicher. — Ach, er ruhet auf einem Dorfkirchhof, der freundlichste, beste junge Mann, der je lebte! Ich empfand viel, sehr viel bei dem kurzen Weg über diese Gräber, und fragte mich dann: ob es wohl geheime Ahndung war, dass einst ein frühes Grab alles verschliessen würde, was mein Herz beglückte?

4. Einsiedelei St. Verena

(Aus «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise», s. 469 ff).

Den 15. April reisen wir . . . bis Solothurn waren die Wege so schlimm, oft so gefährlich, dass ich hundertmal wünschte, Neuchâtel nie gesehen zu haben . . . Am Ende gegen Abend brach noch der Schwanenhals des Wagens und wir konnten nur kümmерlich nach Solothurn kommen, würden es auch nicht erreicht haben, wenn nicht eine verwittibte Wirtin des vorletzten Dorfes, ohne dass wir sie gebeten, zu uns gekommen und von dem geschickten Schmied gesprochen hätte, der wirklich alle Hilfe gab, die wir brauchten. Die Wirtin führte uns in eine Stube und erzählte auf die einfachste Weise ihre Familiengeschichte, dass sie mit sieben Kindern Wittib wurde und einen guten, schönen braven Mann von vierzig Jahr an einem kranken Arm in vier Tagen verlor, der so stark war, dass man hätte denken sollen, er würde das ganze Dorf aussterben sehen. Nach einer kleinen Pause sagte sie mit wenig Worten und ruhiger Miene: es war hart, da ich selbst nach Solothurn zum Doktor ging, ihn zu holen, mein Mann doch starb, und ich mit Fremden meinen Haushalt führen musste. Jetzt hat sie keinen Knecht und keine Magd mehr, ihre Kinder versehen alle Arbeit, jedes wozu es Kraft und Geschick hat; folgen ihr alle und lieben sie treulich . . .

Wir mussten zwei Tage in Solothurn bleiben, bis der Wagen wieder hergestellt war, und ich bat Frau von Steinberg, die nicht ganz wohl war, Fräulein Sophie mit mir nach der berühmten Wallfahrt zu der Heiligen Verena, eine halbe Stunde von der Stadt spazieren fahren zu lassen. Der Weg erhebt sich allmählich zwischen hübschen Landhäusern, von wo man das schöne Solothurn und einen grossen Teil der Gegend übersehen kann. Oben kommt man in einen sehr angenehmen Wald, wo anfangs ein paar Häuser stehen, und der übrige vortreff-

lich gemachte Weg in sanftem Abhang und Wendungen zwischen mächtigen Felsen hinführt, welche durch eine Erschütterung der ganzen Natur gespalten scheinen. An ihrem Fuss, wo ein Raum von etwa hundert Schritten eine ungleiche Ebene bildet, ist linker Hand in der Hälfte des Platzes der Felsen zu der Höhe einer Kirche ausgehöhlt, wo das Grab Christi nach der biblischen Beschreibung in einen Felsen gegraben, und die Wächter dabei in dem nämlichen Stein in Lebensgrösse von ziemlich guter Arbeit ausgehauen sind. Einige Schritte davon liegt die Statue der Heiligen Verena in einer Höhle auf einem Lager von Moos, weil die Legende von dieser frommen wohltätigen Witwe sagt: dass sie hier wohnte. Einige andächtige Frauenseelen hatten, wie sie alle Jahre tun, den mit dem Witwenschleier bedeckten Kopf der Heiligen und das Gitter vor dieser Höhle mit Kränzen von den ersten Frühlingsblumen geziert. Einzelne Bäume und Gesträuche standen hie und da in den Klüften der zum Himmel steigenden Felsen, und ein kleiner kristallklarer Bach läuft durch die Länge des kleinen Tales. Wir gingen über den schmalen Steg zu der an den jenseitigen Felsen erbauten Wohnung des Einsiedlers, welchen wir mit Schuhflicken für die Klosterherren von La Trappe beschäftigt fanden, welche eine Stunde von hier ein Kloster haben. Ich fragte ihn nach seinem Vaterland und wie lang er schon hier wohne. Er ist von Solothurn gebürtig, wanderte auf seinem Handwerk, kam zurück, fand seine Mutter alt und arm, ging wallfahrten zur Heiligen Verena, bat sie, ihm einen guten Rat einzugeben, und unter dem Gebet sah er den Einsiedler schon etwas kränkelnd herum gehen und bekam den Gedanken, bei seinen gnädigen Herren, denn der Mann musste den Magistrat bitten, um die Einsiedelei anzuhalten, weil er auch seine Mutter bis zum Tod versorgen wolle. Er bekam sie, gewiss durch Eingebung der Heiligen Verena, sagt er, und arbeitet jetzt nur für Geistliche und arme Leute, denen er für ein Geringes die Schuhe flickt, nachdem er vierzehn Jahr in Paris als Schustergesell stand und manchem Schuhe machte, der auf bösen Wegen der Sünde ging. Der Magistrat von Solothurn gibt ihm alle Wochen zwei Pfund Fleisch und drei Pfund Brot, auch jährlich acht Klafter Holz, das übrige gute Seelen und seine Arbeit. Er gab uns Bilder von der Einsiedelei, führte uns in die Kirche, wo seine frommen Vorgänger begraben liegen, und auf einem schmalen ungleichen Fusspfad, wo sich die Felswände wieder zu nähern scheinen, gab er die Aussicht auf ein schönes Tal, in welchem einzelne Bauernhöfe stehen. Die Einsamkeit, die Lage dieses Ortes, die Erzählung des Einsiedlers, die Reinlichkeit und Stille rings um mich gab mir den Gedanken, wie so verschieden diese Stunde von denen war, welche ich noch vor vier Tagen in Lausanne verlebte; dort Gibbon, hier den Einsiedler sprechen hörte. Auf der Höhe des Waldes, wo sich die Aussicht auf die Stadt und die weite schöne



Einsiedelei mit dem lesenden Bruder Leonz Fuchs.

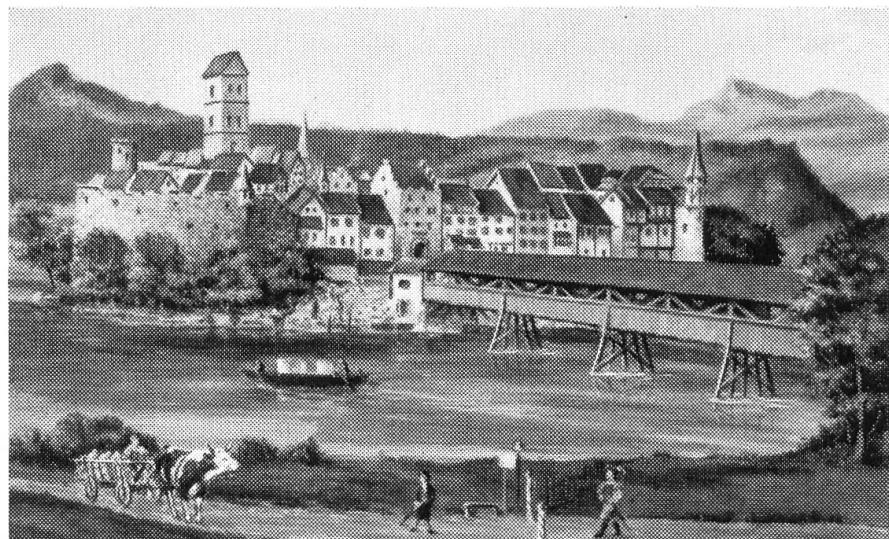
Aquarell. Tusche (49 x 64 cm) von L. L. Midart 1791, aus dem Zyklus zur Erstellung des Schluchtweges. (Foto Denkmalpflege).

Landschaft wieder öffnete, dünkte es mich, dass auch meine Seele und Religionsideen mitten zwischen diesen zwei Männern stehe. Die junge so geistvolle Sophie von Steinberg stand mit der Rolle der Bilder von St. Verena und einem Busch Feldblumen neben mir, als ich den am Ende zwischen hohen Bäumen und vortrefflichem Buschwerk stehenden Sarkophag betrachtete, welcher in sehr guter Form gearbeitet, auf Stufen steht und die letzte Station der Betrachtung des Leidens Christi macht. Sarkophag zeigt immer Tod, und die junge voll Leben blühende Steinberg, welche auf einer Stufe durch die Ritze des Deckels guckte, war mir ein rührendes Bild . . .

5. Olten

(Aus «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise», s. 488).

Samstags speisten wir in Olten zu Mittag, wo mich die, nach ihrer Art bedradsame Wirtin von Pfeffel in Colmar, von Sarasin in Basel und seiner Frau unterhielt, weil sie sie alle durch die jährlich hier gehaltene Helvetische Gesell-



Olten, ab 1780 Tagungsort der Helvetischen Gesellschaft.

schaft kennt. Das Städtchen ist freundlich mit breiten, freien Strassen, hat Fabriken und eine Bleiche. Mir wurde der Gedanke angenehm, dass ich mich nun alle Jahre den 23. Mai ganz lebhaft bei den rechtschaffenen Männern denken kann. Ach mein Franz war als Zögling von Pfeffel auch einmal da, sein Andenken ist noch hier und in der Nähe auf dem Schloss Schöftland bei der würdigen Familie May in jedem Herzen aufbewahrt.

Wir danken der Gemeinde Balsthal und dem Stadtarchiv Olten
für die Überlassung der Klischees.

B U C H H I N W E I S

Von unserem geschätzten Mitarbeiter Dr. Fritz Grob, Professor an der Kantonschule Solothurn, erscheint demnächst im Ildefons-Verlag Olten eine Sammlung moderner Kleinepik unter dem Titel «Geh doch einmal zu ihm hinauf». Die 11 Kurzgeschichten, von denen einige schon als Feuilleton und im Kalender «Chumm mer z'Hülf» erschienen sind, werden dem Autor neue Freunde gewinnen. (Umschlag Jürg Parli, 83 Seiten, Preis Fr. 11.80).